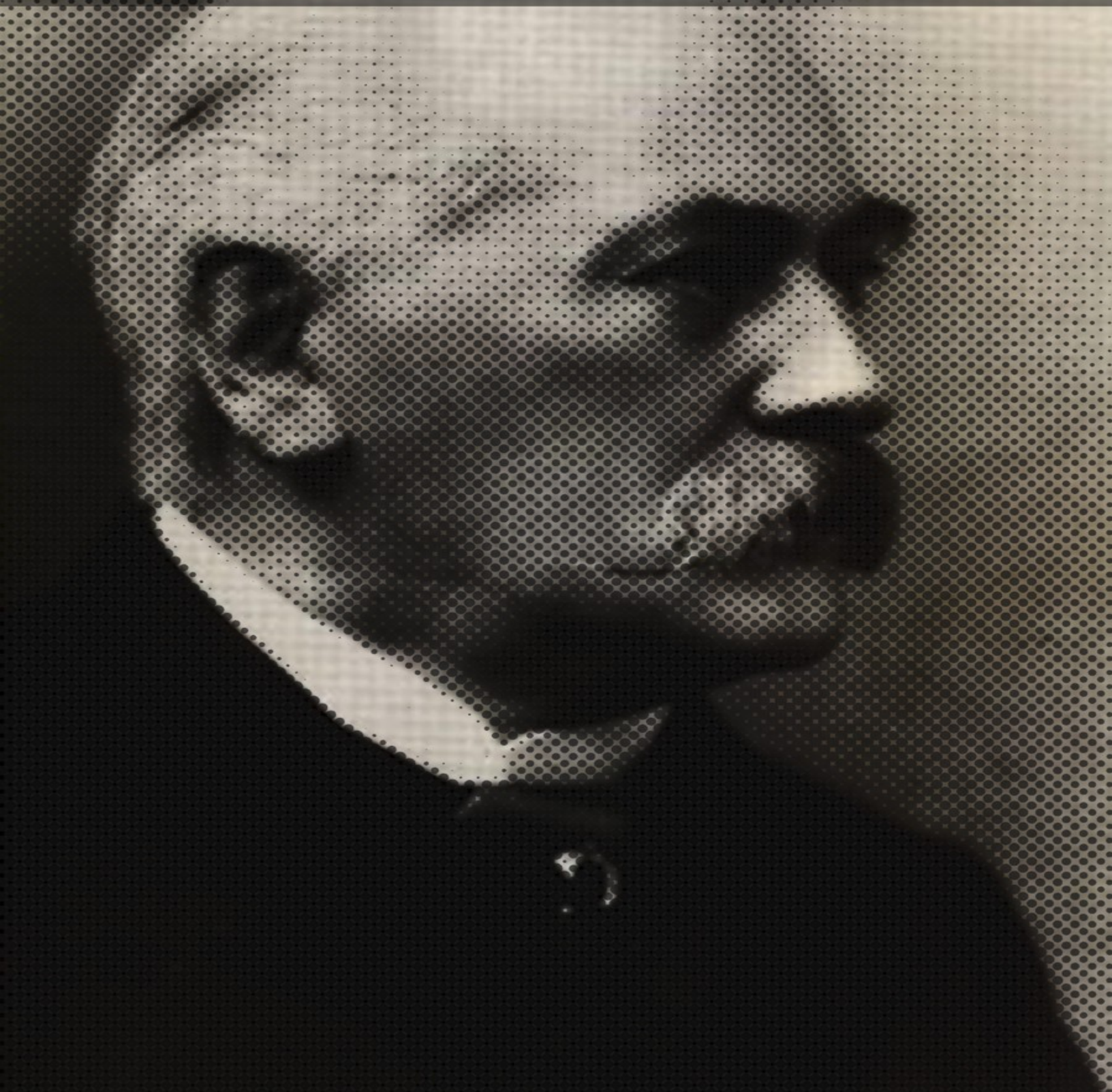
Heinrich Brugsch



Aus dem Morgenlande: Altes und Neues

Heinrich Brugsch

Aus dem Morgenlande: Altes und Neues

Veröffentlicht im Good Press Verlag, 2022

goodpress@okpublishing.info

EAN 4064066432874

Inhaltsverzeichnis

Die Symbolik der Farben.
Die älteste Rechenkunst.
Der Hypnotismus bei den Alten.
Litteraten zur Moseszeit.
Zur ältesten Zeitrechnung.
Die sieben Hungerjahre.
Zur ältesten Geschichte des Goldes.
Feier der Grundsteinlegungen in ältester Zeit.
Eine Blitzstudie.
Der große königliche Gräberfund.
Die großen Ramessiden.
Pyramiden mit Inschriften.
Im Faijum.

Das physiologische Kapitel von den geistigen Anlagen und der Vererbung ist, trotzdem wir in unserem Wissen von der Natur so herrlich weit gekommen sind, noch immer ein so dunkles und geheimnisvolles, wie je in früheren „dunkeln“ Zeiten. Wie kam der Knabe, welcher am 18. Februar 1827 zu Berlin dem braven Unteroffizier bei den Garde-Ulanen, Brugsch, geboren wurde, dazu, während seine großen geistigen Fähigkeiten fast noch unerweckt und von anderen kaum geahnt in seiner Seele ruhten, als er noch die mittleren Klassen des Kölnischen Gymnasiums besuchte, plötzlich von einer alles andere zurückdrängenden Leidenschaft für die Geschichte, die Kunst und Schriftwerke des alten Pharaonenlandes ergriffen zu werden? Es war, als ob eine ganz besondere Anlage gerade für diesen Zweig der Altertumswissenschaft in ihn gelegt gewesen wäre. Die erste Lektüre des Abschnittes über Ägypten im alten Herodot, welchen der des Griechischen noch nicht mächtig gewordene dreizehnjährige Schüler in deutscher Übersetzung zufällig zu lesen bekam, entschied über sein ganzes ferners Leben und Streben. Ein heißes Verlangen, sich über alles, was jenes alte Wunderland am Nil betraf, zu unterrichten, ergriff ihn. Er gab Unterrichtsstunden an andere Schüler, um sich die Mittel zu verschaffen, sich Bücher über Ägypten zu erwerben. Die Königliche Sammlung ägyptischer Altertümer, die damals noch in dem, heute vom Hohenzollernmuseum eingenommenen, Schloßpavillon von Monbijou aufgestellt war, wurde der letzte Aufenthalt des Schülers. Sein ernster Eifer und seine Begeisterung für diese Denkmale machte den Direktor der Sammlung, Prof. Passalacqua, auf ihn

aufmerksam. Er suchte den jungen Brugsch in seinen Bestrebungen zu fördern; lehrte ihn die Arbeiten Champolions, die Entzifferung der Hieroglyphenschrift und deren Grammatik, kennen. Mit dieser vertraut geworden, warf Brugsch sich auf das Studium der demotischen, d. h. der altägyptischen Volkssprache und Schrift, mit gleicher Leidenschaft. Bald lernte er diese Zeichen auf Steininschriften und Papyrusresten lesen und entziffern. Ja noch als Schüler des Gymnasiums verfaßte er eine Grammatik der demotischen Sprache der alten Ägypter. Alexander von Humboldt, der hochherzige Förderer aller geistigen Bestrebungen, unterstützte den jugendlichen Gelehrten mit den zur Herausgabe dieser Arbeit erforderlichen Geldmitteln. Wenn Lepsius, der Berliner Ägyptologe, ein abfälliges Urteil über dieselbe abgegeben haben soll, so fand sie dafür in Paris eine desto ehrenvollere Aufnahme. Eine der ersten Autoritäten, Vicomte E. de Rougé, spendete dem Werk des jungen Deutschen die wärmste Anerkennung. Vor seinen Lehrern hatte dieser merkwürdige Gymnasiast jene Studien und Arbeiten vollständig geheim zu halten gewußt. Sie sahen ihn nur besonders auf den Gebieten der Sprachen, der Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften während dieser Zeit überraschend schnelle glänzende Fortschritte machen, ohne zu ahnen, welche Bedeutung er durch eigene Kraft, heimlich studierend und arbeitend, in der Specialwissenschaft der ägyptischen Altertumskunde erworben hatte. Das Glück gesellte sich dem Talent und dem Fleiß. Direktor Passalacqua machte Friedrich Wilhelm IV. auf Brugsch und seine Arbeiten aufmerksam. Der König

gewährte ihm ein reiches Stipendium, um seinen Universitätsstudien obzuliegen, und nach deren Absolvierung eine neue königliche Unterstützung, um seinen sehnsüchtigsten Wunsch zu erfüllen, Ägypten zu bereisen und die gewaltigen Denkmale der Pharaonenzeit in ihrer Heimat mit eigenen Augen zu sehen und zu studieren. Im Jahre 1852 trat Brugsch diese Reise an. Er hatte das Glück, in Kairo die Bekanntschaft des berühmten französischen Ägyptologen *Mariette-Bey* zu machen, der damals eben in der Nähe des Dorfes Sakkarah bei der ungeheuern Totenstadt der Hauptstadt des alten Reiches, Memphis, die Ausgrabung des dort entdeckten grandiosen unterirdischen Felsengrabes mit den kolossalen schwarzen Granitsarkophagen der heiligen Apisstiere leitete. Dabei wurde auch eine außerordentliche Menge demotischer Inschrifttexte ans Licht gefördert, welche dem Scharfsinn und dem gelehrten Wissen des deutschen Forschers reichen Anlaß zur glänzenden Bethätigung bei ihrer Entzifferung boten.

Acht Monate verweilte er dort in der Gesellschaft Mariettes und widmete sich mit voller Hingebung diesen für die altägyptische Sprach-, Geschichts- und Landeskunde unschätzbar wichtig gewordenen Arbeiten. Erst dann setzte er seine Studienreise nach Oberägypten zu den anderen Tempelpalästen, den Denkmalen und Felsengräbern am Wüstenrande des Nilthales fort. — Zwei Jahre lang hatte ihn dieser ägyptische Aufenthalt von der Heimat fern gehalten. Nach Berlin im Jahre 1854 zurückgekehrt, wurde Brugsch vom Könige und Alexander von Humboldt in jeder Weise ausgezeichnet. Er habilitierte sich als Privatdocent an der

Universität, und es fehlte ihm nicht an begabten Schülern, welche sein Werk erfolgreich fortgesetzt haben. Seine Studien arbeitete er zu einem großen historisch-geographischen Werk über das alte Ägypten der Pharaonenzeit aus. Noch eine zweite Reise dorthin unternahm er nicht lange nach jener ersten. Diesmal machte er die Nilfahrt nach Oberägypten auf einem vicekönigliche Dampfer in Gesellschaft seines Freundes Mariette, der eben damals mit der Begründung des ägyptischen Museums zu Bulak bei Kairo beschäftigt war. Durch Humboldt warm empfohlen, machte Brugsch damals die persönliche Bekanntschaft des Chedive Said-Pascha, der ihm die Mittel zur Herausgabe seines ersten französisch geschriebenen Versuchs einer Geschichte Ägyptens gab. Diese von ihm veröffentlichte „Histoire d'Égypte“ ist die Grundlage seines späteren 1879 erschienenen umfassenden Werkes „Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen“ geworden. — Den wieder Heimgekehrten trafen herbe Schicksalsschläge. Sein Vater starb, und dieser Tod legte dem Sohne die Pflicht der Sorge für eine geliebte Mutter und einen fünfzehn Jahre jüngeren Bruder auf. Ein Jahr später schied auch sein hochherziger greiser Gönner Alexander von Humboldt aus dem Leben, und der königliche Schützer und Förderer des Gelehrten, dessen besondere Wissenschaft nicht zu denen gehört, welche ihren Jüngern als reichlich melkende Kühe dienen können, verfiel jener schweren unheilbaren Gehirnkrankheit, die seinen reichen Geist für immer in Nacht hüllte und ihn stumpf und tot für alles geistige Leben um ihn herum machte. Es kam eine schwere Zeit für den Schützling des unglücklichen Monarchen....

In ganz ungeahnter Weise sollte Brugsch aus diesem engen sorgen- und mühevollen Leben in der Heimat herausgerissen werden. Er nahm eine Einladung des ihm wohlwollenden Herrn von Minutoli an, ihn auf seiner Gesandtschaftsreise nach Teheran zum Schah von Persien zu begleiten. Jener erlag auf derselben einer tödlichen Krankheit. Brugsch trotzte glücklich allen Anstrengungen und Gefahren dieser Reise, von deren Verlauf sein 1862 veröffentlichtes Buch: „Die Reise der preußischen Gesandtschaft nach Persien“ ein getreues fesselndes Bild giebt. Der anscheinend mit seinem ganzen Denken der Gegenwart abgewendete, auf die Beschäftigung mit einer seit Jahrtausenden versunkenen Welt und Kultur sich konzentrierende Gelehrte war durch die Verhältnisse in eine praktische, halb diplomatische Thätigkeit hineingedrängt worden. Dem von Persien unbefriedigt Zurückgekehrten wurde von der preußischen Regierung die Stelle eines Konsuls in Kairo angeboten, und er nahm sie in der Hoffnung an, so die beste Gelegenheit zur Fortsetzung seiner ägyptischen Studien zu erhalten. Aber bald mußte er die Unmöglichkeit erkennen, zugleich zweien Herren zu dienen, der reinen Wissenschaft und den Konsulatsamtspflichten. Letztere nahmen seine ganze Zeit in Anspruch; um so mehr als gerade damals (1865) die verheerende Choleraepidemie und eine furchtbare Teuerung ausbrachen. Die großen Schwierigkeiten seiner Stellung wurden dadurch aufs äußerste gesteigert. Er hatte den schlimmsten Gefahren tapfer Stand gehalten. Aber die Konsulatsthätigkeit war ihm gründlich verleidet. Er legte sein Amt nieder mit der Absicht, dauernd in Frankreich seinen Wohnsitz aufzuschlagen, da

sich im Vaterlande für seine wissenschaftliche Kraft keine Verwendung zu finden schien. In Paris fand er desto schmeichelhafteres Entgegenkommen. Aber gerade damals erging an Brugsch die Königliche Berufung an die Universität Göttingen als ordentlicher Professor. Nun endlich konnte er wieder seine streng wissenschaftlichen Arbeiten aufnehmen. Die Lehrthätigkeit, welche er mit großem Erfolge, eine Schar von Hörern um sich versammelnd, übte, ging damit Hand in Hand. Dort hat er 1868 das großartige Werk seines Wörterbuchs der demotischen und der Hieroglyphenschrift der alten Ägypter vollendet, das vier Bände umfaßt, welche er seitdem noch durch drei Supplementbände ergänzt hat. — Aber langes ruhiges Verharren in derselben Stellung ist ihm niemals beschieden gewesen. Sein ganzes reiches Leben zeigt einen beständigen Wechsel des Orts, der Stellung, der Thätigkeit. In demselben Jahr 1868 erging an ihn eine Einladung des damaligen Chedive von Ägypten, Ismael Pascha, nach Kairo zurückzukehren und in ägyptische Dienste zu treten, um in seiner herrlichen Hauptstadt eine ägyptische Akademie ins Leben zu rufen, zu organisieren und zu leiten. Mit Königlicher Bewilligung verließ Brugsch, auf welchen das Nilland immer wieder seinen alten Zauber, seine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, Göttingen und folgte dem verlockenden Ruf. Seine Bemühungen, die Absicht und Idee Ismael Paschas zu realisieren, blieben nicht erfolglos. Das folgende Jahr des höchsten Glanzes der Regierung des Chedive, das Jahr der Eröffnung des Suezkanals im Beisein der Souveräne und aller glänzendsten Repräsentanten der Bildung und des Geistes Europas und Amerikas, führte Brugsch auf ägyptischem

Boden in mannigfache persönliche Beziehungen zu jenen erlauchten Gästen. Wurde es auch durch nicht eben lautere Mittel verhindert, daß er, der wie kein Zweiter für eine solche Aufgabe berufen und geeignet war, unseren Kronprinzen auf seiner Nilfahrt nach Oberägypten als sachkundigster Führer durch jene Wunderwelt der altpharaonischen Riesendenkmäler begleitete, so ward ihm dafür die Genugthuung, sich eingeladen zu sehen, den Kaiser von Österreich zu der und durch die Nekropole des alten Memphis mit ihren Pyramiden und Grabtempeln zu geleiten. An ehrenden Auszeichnungen für die hohen wissenschaftlichen Verdienste seines Führers ließ Kaiser Franz Josef es nicht fehlen. Wie des Vaters Gunst, so wurde dem Gelehrten später auch die des Sohnes, des Kronprinzen Rudolf, im vollen Maß zu teil. Auf dessen Reise nach Oberägypten im Jahre 1881 hat Brugsch ihn auf die dringende Einladung des liebenswürdigen Prinzen als Führer und Dolmetscher begleitet. Uns Deutschen, die wir durch das große Ereignis der Eröffnung des Suezkanals nach Ägypten geführt worden waren, erwies sich unser berühmter Landsmann, in seiner hochangesehenen, wichtigen Stellung im ägyptischen Staatsdienst allzeit hilfreich, förderlich und dienstbereit. Er öffnete uns sein Haus, in dessen Räumen wir, echte deutsche Heimatluft atmend, das Weihnachtsfest jenes Jahres feierten, und sammelte durch sein ganzes Bezeigen feurige Kohlen auf unser Haupt. Zu dem unvergänglichen Glanz und Reiz, der in unserer Erinnerung diese letzten Monate des Jahres 1869 umstrahlt und schmückt, hat Heinrich Brugsch sehr wesentlich beigetragen.

Er blieb während der folgenden Jahre bis zur Abdankung Ismael Paschas und zum Siege der britischen Intriguen und Vergewaltigungen Ägyptens in dem Dienste des Chedive. Als dessen Generalkommissar organisierte und leitete er jene wundervolle ägyptische Abteilung der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873, und ebenso drei Jahre später die der Ausstellung zu Philadelphia. Jede dieser großen Aufgaben, die eben so gründliche, wissenschaftliche Kenntnis des ägyptischen Altertums, der pharaonischen wie der arabischen und mameluckischen Zeiten des Nillandes und ihrer Denkmale, eine gleich innige Vertrautheit mit dem Leben, der Kultur, der Thätigkeit des ägyptischen Volkes und seiner Regierung in der Gegenwart, und dazu noch einen hohen Grad von organisatorischem Talent und praktischem Geschick erforderten, hat Brugsch vollendet und in wahrhaft vornehmer Weise im Sinne und zur Zufriedenheit seines Auftraggebers zu lösen verstanden. Aber während alle, die damals das Vertrauen des Chedive genossen und einflußreiche Stellungen bei ihm bekleideten, sich auf seine Kosten bereichert haben, ist Brugsch ohne Vermögen, wie er in dessen Dienst getreten war, auch wieder aus Ägypten gegangen. Der Titel Pascha und eine kleine Pension — darauf beschränkt sich der Lohn, der ihm geworden.

Noch mehrfach begleitete er, als mit Land und Leuten, mit der Sprache und den Denkmalen vertrautester Führer, europäische Fürsten auf ihren Reisen durch Ägypten und auch wohl Syrien; so den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin; so den Prinzen Friedrich Karl. Einen lebendigen und anregend geschriebenen Bericht über diese Reise hat Brugsch in einem durch Major von Garnier mit

Zeichnungen geschmückten Buch: „Prinz Friedrich Karls Reise im Morgenlande“ gegeben.

Solche Reisen und jene zeitraubenden Arbeiten als Ausstellungskommissar haben ihn dennoch nie dauernd von seiner streng wissenschaftlichen Thätigkeit abzulenken vermocht. Durch seine immer fortgesetzten Forschungen und litterarischen Veröffentlichungen über die Himmels- und Erdkunde, Zeitrechnung, Geschichte, Sprache, Philosophie, Religion, Poesie und Kunst der alten Ägypter hat er damals die Kenntnisse von dieser ehrwürdigen ältesten Kultur der Welt fort und fort erweitert, vertieft und bereichert, seiner Wissenschaft neue Freunde und Bekenner geworben und mächtig dazu beigetragen, das Bewußtsein von ihrer Bedeutung und Wichtigkeit zu verbreiten und in seinem Volk lebendig zu erhalten.

Als Brugsch aus dem ägyptischen Dienst geschieden war, ließ er sich in seiner Vaterstadt Berlin nieder, um hier unabhängig seinen fachwissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten zu leben. Doch auch dann war ihm längere ununterbrochene Seßhaftigkeit nicht beschieden. Jener Reise mit dem Prinzen Friedrich Karl haben wir bereits gedacht. Als zwei Jahre später die Regierung des Deutschen Reiches wieder eine Gesandtschaft nach Persien abordnete, lenkte sich ihre Aufmerksamkeit auf Brugsch, der, von seiner früheren Mission her mit Land und Leuten vertraut, der persischen Sprache mächtig, ganz als der rechte Mann erschien, diese Gesandtschaft als Dolmetscher zu begleiten. Er nahm diesen Auftrag an, welcher ihm zum Titel Legationsrat verhalf, ihn während neun Monaten fern von der Heimat hielt und zur vollen Zufriedenheit der Regierung

von ihm erledigt wurde. Die litterarischen Früchte dieser Reise sind das kleine Buch: „Im Lande der Sonne“, und ein anderes: „Die Muse von Teheran“.

In Berlin lebt Brugsch seit seiner Rückkehr von dieser Reise als Privatmann. Der berühmte Gelehrte, der als eine der ersten Fachautoritäten in der wissenschaftlichen Welt aller Kulturnationen gilt, das Mitglied der meisten Akademien des Auslandes, liest an der Berliner Universität als *Privatdocent*. Die durch Lepsius’ Tod erledigte Professur der ägyptischen Altertumskunde wurde anderweitig besetzt. — Einen Lieblingsgegenstand seiner neueren Studien und teils fachwissenschaftlichen, teils populär gehaltenen litterarischen Arbeiten bildet die antike Metrologie, die Kunde von den Maßen und Gewichten der alten Völker. In diesen Arbeiten hat er es zuerst nachgewiesen, daß das in der ganzen antiken Welt gebräuchlich und allgemein gültig gewesene Teilungssystem nach der sexagesimalen Skala nicht, wie vordem angenommen wurde, von den Babyloniern, sondern von den Ägyptern zuerst erdacht und durch sie verbreitet worden ist.

In der Geschichte der deutschen „Gelehrten-Republik“ gehören Männer von dem Naturell und den zum Teil durch dasselbe bedingten Schicksalen unseres Brugsch zu den Seltenheiten. Eine solche enorme wissenschaftliche Arbeit, ein so tiefes Versenken in eine, die ganze Geisteskraft in Anspruch nehmende Disciplin und ein dadurch errungener so großer Schatz von umfassender Gelehrsamkeit, wie die seine, scheint sich kaum vereinigen zu lassen mit seinem so wechselvollen, bewegten Dasein und allen jenen von dem ruhigen, wissenschaftlichen Studium, von der Forschung

und der Verarbeitung ihrer Resultate weit abliegenden, mannigfachen Thätigkeiten, zu denen er gedrängt gewesen ist, und in welchen er sich stets und überall gleich tüchtig und ausgezeichnet bewährt hat. Es gehörte eine so ganz eigenartige Organisation wie diese dazu, um so Widerstrebendes in sich zu vereinigen, so entgegengesetzte Qualitäten in sich zu gleich reifer Entwickelung gelangen zu lassen. Um so merkwürdiger und bewundernswerter will uns das erscheinen, als Brugsch bereits frühe in seinem Leben die Bürde der Familiensorgen auf sich genommen hat, denen durch den Tod des Vaters noch neue hinzugefügt worden sind. Wenn seine Nachkommenschaft auch nicht die ganze Zahl der Kinder seines großen älteren Kollegen Theodor Mommsen erreicht, so ist der Besitz von acht Söhnen und zwei Töchtern immerhin stattlich genug. Wie trefflich er die Vaterstelle an seinem jüngsten Bruder vertreten hat, beweist die Thatsache, daß derselbe es unter Brugsch-Paschas Leitung bis zum Konservator des Ägyptischen Museums in Kairo-Bulak und zur Würde eines Bey gebracht hat, und sein Name für immer verknüpft ist mit dem großartigen und unschätzbaren Funde der Königsmumien der Ramessiden. Auch der älteste Sohn aus erster Ehe war dem Vater nach Ägypten gefolgt, wo er höchst segensreich als einer der ersten Augenärzte wirkt. — Naturell und Schicksal haben Brugsch-Pascha auch bis auf diesen Tag glücklich bewahrt vor jener Verknöcherung, jenem Zunftstaube, jenem Gelehrtendünkel, jener Pedanterie, von denen die professionellen Leuchten der Wissenschaft in Deutschland sich so selten frei zu halten wissen. Er ist ein ganzer und freier Mensch geblieben, der

das Leben kennt und in dem der Gegenwart so heimisch ist, wie in dem des Altertums, und dem wohl in den Tiefen seiner Wissenschaft nichts verborgen, aber auch nichts Menschliches fremd ist.

Ludwig Pietsch.

Aus dem Morgenlande.

Die Symbolik der Farben.

Inhaltsverzeichnis

Bis in die Gegenwart hinein haben die Farben eine symbolische Auffassung bewahrt, deren Ursprung sich nicht erst seit gestern herschreibt. Wir verbinden mit Weiß die Vorstellung der Unschuld, im Grün erscheint uns das Symbol der Hoffnung, im Blau das der Treue, das Rot beziehen wir auf die Liebe, der Haß erscheint als Gelb, die Bescheidenheit als Silbergrau, die Trauer als Schwarz. In der Umgangssprache bis zum Volkstümlichen hin reden wir von Gelbschnäbeln, vom roten Hahn auf dem Dache, von einer roten Gesinnung, vom blauen Montag, lassen ein „so blau“ hören, sprechen von grünen Jungen, kennen das Dichterwort: grau sei alle Theorie, hüten uns jemand anzuschwärzen, verabscheuen den schwarzen Verrat, den schwärzesten Undank, sehen schwarz und was dergleichen Beispiele mehr sind. Im Morgenlande, um nur auf zwei hervorragende Redensarten im Munde der Araber und Perser hinzuweisen, heißt: das Gesicht oder den Bart jemandes weiß oder schwarz machen, je nachdem man eine damit gemeinte Person ehren, heiter stimmen, erfreuen oder sie beleidigen, kränken, trübselig stimmen will.

Alles das ist so wohl bekannt, daß ich kein Wort darüber zu verlieren brauche. Die Farbe hat eine symbolische Bedeutung gewonnen, deren Sinn dem Hörenden sofort klar wird und von niemand mißverstanden wird. Selbst in der Wahl der Farbe unserer Tracht spielt die Farbensymbolik

eine besondere Rolle. Wenn wir von jenem Knaben lesen, der an dem feierlichen Begräbnis seines Großvaters keine Freude mehr zu haben äußerte, weil ihm eine schwarze Weste, statt einer gewünschten rotfarbigen vom Schneider gemacht werden sollte, so lächeln wir darüber, weil es die Sitte erheischt, eine Trauerkleidung in Schwarz anzulegen, aber dennoch übersehen es selbst gebildete Leute bisweilen, daß eine schwarze Kravatte und schwarze Handschuhe ebenso unentbehrlich zur Trauerkleidung sind, da Weiß einmal die Farbe der Freude und des Festlichen geworden ist, die sich wenig zur Trauer schickt.

Soll ich von der Symbolik der Augenfarben reden, so müßte ich mich vor allem an die Dichter wenden, welche gerade dieses Thema mit Vorliebe auszubeuten pflegen. Ich rufe meinen Lieblingspoeten und langjährigen Freund von Bodenstedt als Zeugen für alle übrigen an, daß aus den blauen Augen die Treue spricht, braune Augen schelmische Gesinnung verrät, graue Augen Schlauheit weissagen und der schwarzen Augen Gefunkel wie Gottes Wege dunkel sei. Grüne Augen habe ich niemals preisen hören; der böse Leumund findet Katzenartiges darin, gerade wie manche so ungerecht sind, aus der roten oder rötlichen Färbung des Haares Eigenschaften seines Trägers herauszulesen, die zur blauen Treue im Gegensatze stehen. Andere, ja selbst ganze Zeitalter, urteilten nicht nur billiger, sondern erklärten gerade diese Färbung als einen Vorzug der körperlichen Schönheit. Die Meinungen gehen also auch in dieser Frage bisweilen auseinander, und es wird entschuldbar sein, wenn ich den Versuch wage, der Sache auf den Grund zu gehen

und mich an die ältesten Vertreter oder richtiger gesagt, an die wirklichen Urheber der Farbensymbolik zu wenden.

Ich überspringe Jahrtausende und teile am Schlusse meiner Betrachtung mit meinen Lesern das Erstaunen über die Erbschaft der Farbensymbolik, welche wir Jüngste von den ältesten Vätern des Kulturlebens übernommen haben und bis zur Stunde mit aller Treue pflegen.

Ich versetze mich zuerst nach der Stätte der heutigen Stadt Hamadan, auf welcher ich selbst einige Zeit verlebt habe, um klassische Überlieferungen über ihre Vorgängerin, die Hauptstadt der alten Meder Agbatana oder Ekbatana, das Achmata der Bibel, aufzuwärmen. Bis auf den unverrückbaren Berg mit seinem Sonnenaltar und seiner Keilschrift ist von der stolzen Königsburg der Mederfürsten weder ein Stein auf dem andern, noch ein Stein überhaupt übrig. Es bleibt der Phantasie überlassen, nach der Schilderung Herodots die vom Boden der Erde wie weggeblasene Burg von neuem aufzubauen und die modernen bunten Fayencemauern in den Palästen des heutigen Schahynschah von Persien zu Hilfe zu nehmen, um eine richtige Vorstellung des vollendeten Werkes zu gewinnen.

Herodot erzählt, der Mederkönig Dejokes (um 700 v. Chr.) habe auf einem Hügel in Agbatana eine Burg und im Anschluß daran seine Schatzhäuser anlegen und beide von einem siebenfachen Mauerringe umgeben lassen. Die Zinnen der einzelnen Ringmauern hätten besondere Metallüberzüge und Färbungen erhalten und zwar der Reihe nach von innen nach außen fortschreitend: „Gold, Silber, Mennigrot, Blau, Purpur, Schwarz Weiß“. Die gelehrte Welt

ist schon längst auf den Gedanken verfallen, diese Farben auf die sieben Planeten der Alten zu beziehen. Das Gold würde der Sonne, das Silber dem Monde entsprechen. Die übrigen Farben bleiben für die fünf eigentlichen Planeten übrig, von denen wenigstens das Rot für den Planeten Mars und das Weiß für die Venus ein altes inschriftliches Zeugnis erhält. Auf alle Fälle waren die Farben nicht zufällig gewählt, sondern besaßen eine jede ihre symbolische Bedeutung.

Der Reichtum der altägyptischen Inschriftenwelt gestattet uns, die Farben und ihre Reihenfolge bis in das achtzehnte Jahrhundert vor Christi hinauf in unwiderleglicher Weise festzustellen. Ihre Anordnung bildete geradezu das Prinzip, nach welchem farbige Gegenstände, an der Spitze alle Mineralien, in den Texten hergezählt wurden. Ich wähle eines der vollständigsten Beispiele, das als Muster für alle ähnlichen gelten darf: 1) *Silber*, 2) *Gold*, 3) *Saphir* oder *Lasurstein*, 4) *Smaragd*, 5) *Eisen*, 6) *Kupfer*, 7) *Blei*, 8) *Smirgel*. Da in den bunten Darstellungen diese Metalle und Steine unter der ihnen eigentümlichen *Farbe* dem Beschauer vor Augen geführt werden, so läßt sich daraus der Schluß auf die folgende Farbenreihe ziehen: Weiß, Gelb, Dunkelblau, Grün, Hellblau, Rot, Grau und Schwarz. Auf einer altägyptischen Malerpalette des Berliner Museums enthalten die zur Aufnahme der Farben bestimmten Vertiefungen der Reihe nach: Weiß, Gelb, Grün, Hellblau, Rot, Schwarz, schließen also eine Bestätigung für die beliebte Anordnung der Farben von der hellsten bis zur dunkelsten hin in sich.

Von den eben besprochenen Farben waren es vier, welche sich eines besonderen Vorzuges erfreuten und im

Tempeldienst geradezu als *heilige* betrachtet und geehrt wurden. Ihre Namen und Folge giebt die Reihe an: *Weiß*, *Grün*, *Hellrot*, *Dunkelrot*, während in einer jüngeren Epoche das *Hellrot* durch *Hellblau* verdrängt wurde. Die Teppiche, Vorhänge, Gewänder und Flaggen an den Mastbäumen vor den Turmflügeln der Tempel mußten vorschriftsmäßig diese Farben zeigen, um zum heiligen Gebrauch verwertet werden zu können.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß auch bei den Ebräern vier Kultusfarben vorgeschrieben waren: *Weiß*, *Blau*, *Dunkelrot* und *Hochrot*, welche bei den Teppichen, Vorhängen des Tempels und der Priesterkleidung ihre Verwendung fanden. Daß jeder Farbe eine symbolische Bedeutung eigen gewesen war, liegt auf der Hand, wenn es auch den Auslegern noch nicht gelungen ist, die Beweise im einzelnen endgültig zu führen. Der Unterschied zwischen den ägyptischen vier heiligen Farben und den ebräischen berührt lediglich die Farbe des *Grünen*, welche bei den Israeliten durch *Blau* ersetzt ward.

Bevor ich zur Symbolik der Farben nach den altägyptischen Überlieferungen übergehe, sei mir ein Wort über den ältesten Ausdruck der *Farbe* zunächst vergönnt. Die altägyptische Sprache setzt ein altes Wort dafür ein, dessen Grundbedeutung „Haut“ ist, sowohl die des Menschen, als die des Tieres. Die Verschiedenheit der Hautfärbung für das menschliche Auge führte auf den allgemeinen Farbenbegriff, ohne Rücksicht auf den farbentragenden Gegenstand selber. Daß man auch bei den Tieren auf die besondere Färbung der Haut, genauer der Haare, der Federn oder des glatten Felles, acht hatte,

beweisen die heiligen Tiere (von jeder Gattung *vier*), deren Farbe durch eine priesterliche Kommission genau untersucht und als äußerliche Merkmale ihrer Heiligkeit angesehen wurden.

Die wenigen Andeutungen, welche sich in den Büchern der Heiligen Schrift darüber finden, lassen die symbolischen Bedeutungen der Farben dennoch mit aller Klarheit durchblicken. Die Engel, aber auch die Priester, trugen weiße Kleider, denn weiß und unbefleckt ist die Farbe der Sündlosigkeit und Reinheit, wie Rot die Farbe des Blutes und der Sünde, daher die des Drachen (Satan). Die schwarze Farbe wies auf Trauer und Elend hin, während Dunkelblau, die Farbe des Himmels, auf Pracht und Herrlichkeit und das Falbe auf den Tod bezogen wurde.

Schon den Griechen, welche Ägypten besuchten oder über ägyptische Dinge schrieben, fiel der ausgedehnte Symbolismus der Farben nach den priesterlichen Anschauungen auf. Was sie darüber gemeldet haben, stimmt auf das Vollständigste mit den neuesten Untersuchungen auf Grund der lesbar gewordenen altägyptischen Quellen überein. Den in der Oberwelt weilenden Horus oder den ägyptischen Apollon malte man weiß, den unterweltlichen Osiris schwarz. Schwarze Byssusgewänder, welche man beim Anfange des Winters und der zunehmenden Kürze der Tage auf die vergoldete Isiskuh legte, galten als Zeichen der Trauer um das dahinschwindende Licht und den Sieg der Finsternis über dasselbe. Dem Anubis opferte man einen weißen Hahn, um anzudeuten, daß die Oberwelt rein und klar sei. Menschen von feuerfarbigem, gelblichem Aussehen oder mit rotem

Haarwuchs sah man als typhonisch an und mied ihren Umgang. Aus diesem Grunde opferte man *rotfarbige* Tiere, um dem unheilvollen Gotte ein Leid anzuthun und sich von der eigenen Sünde zu reinigen, gerade wie bei den Ebräern eine *rötliche* Kuh als Sühn- und Reinigungsopfer durch Feuersglut in Asche verwandelt wurde. Dem Kataraktengotte und Urheber der Nilflut verlieh man eine blaue Hautfarbe, um dadurch auf seine das Wasser anziehende Kraft hinzudeuten.

Hauptsächlich waren es die Sonnengötter und Sonnenbilder, welche durch die Farbensymbolik ausgezeichnet wurden. Typhon als Vertreter der sengenden Sonnenglut erhielt einen feuerfarbigen Anstrich, die Scheibe der Wintersonne wurde dunkelblau, die sommerliche Sonne hell gemalt und was dergleichen Überlieferungen mehr sind.

Es geht, wie gesagt, aus den übereinstimmenden Nachrichten hervor, daß die Ägypter die ersten waren, welche der Farbensymbolik ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Die weiße Farbe galt dem Tage und der Oberwelt, die schwarze oder dunkelblaue der Nacht und der Unterwelt, jene der Freude über das Dasein, diese der Trauer um das Abgeschiedene. Feuerrot symbolisierte die heiße dauernde Sonnenglut, die blaue Farbe das Wasser, daneben Rot und Gelb oder Falb das typhonisch Sündhafte. Soweit nach den Alten.

Ich wende mich der Denkmälersprache zu, welche zur Farbensprache der damaligen Zeit die ausgedehntesten Beiträge liefert, beinahe unerschöpfliche, erinnert man sich an die Masse des vorhandenen inschriftlichen Materials. Bei

der Betrachtung der einzelnen Farben folge ich durchaus der altägyptischen Farbenskala.

1) *Weiß.* Das Wort dafür bezeichnete zunächst nur das Helle im Gegensatz zum Dunklen, das Lichte dem Finsteren gegenüber. Beim anbrechenden Tage wird die Erde „hell“ und die Sonne „erhellt“ die Welt durch ihre Strahlen, die wie „Gold“, d. h. in Gelb leuchten. Das „helle“ Metall ist das Silber, der „helle“ Stein der weiße Quarz. Auch die Mondgöttin heißt die „Helle“. Ein alter Weisheitslehrer, der seine Lebenserfahrungen auf Papyrus niedergeschrieben hatte, empfiehlt seinem Leser: „Hell sei dein Antlitz, so lange du dein Dasein hast,“ mit anderen Worten, zeige ein heiteres und freundliches Angesicht. Aus dem Begriff des Hellen entwickelte sich erst in zweiter Linie die Bedeutung des Weißen als Farbe. Eine Byssusart, dieselbe, mit welcher Joseph nach seiner Erhöhung auf Befehl Pharaos bekleidet wurde, heißt die „Weiße“, desgleichen wird eine Antilopenart, die Zwiebel, die Milch, der Kalkstein u. s. w. als weiß bezeichnet. Die Verbindung „hell oder weiß machen“ eine Person oder einen Gegenstand, bedeutete ebensowohl „glanzvoll machen, erleuchten, verherrlichen“, als „aufklären“ und „prächtig ausstatten“. Von einem Könige heißt es, er habe das Land Ägypten „glanzvoll gemacht“, von einem andern, er habe ein Heiligtum „prächtig hergestellt“, von einer priesterlichen Person, sie habe einen Tempel mit silbernen Gefäßen, Rindern, Gänsen und zahlreichem Geflügel „glanzvoll ausgestattet“. Ein Vorsteher von Propheten oder Dienern wird ein „Aufklärer“ der Propheten oder Diener genannt. Mit einem Worte, mit dem Hellen und Weißen verknüpfte sich die Vorstellung der

Pracht und Herrlichkeit, welche frei von Flecken und Makel bis zur Farbe der Bekleidung hin das innere Hellsein auch äußerlich bezeugte. Man sieht, daß unsere weißen Kleider, Krawatten, Westen und Handschuhe sich eines uralten Ursprungs rühmen dürfen.

2) *Gelb.* Als Metall erscheint das Gelb in seiner leuchtendsten Form als das Gold, in seiner Auffassung als Edelstein als Topas, der sehr häufig in der Aufzählung mineralischer Substanzen die Stelle des Goldes vertritt. Die Strahlen der Sonne werden als „golden“ bezeichnet. Die ägyptische Hathor-Venus ward als „die goldene“ angerufen und ein Horus-Apollo als „goldener“ verherrlicht. Trotz dieser schmeichelhaften Vergleiche, welche dem Golde die Bedeutung des Glanzvollsten verliehen, wohnte dennoch dem gelben verlockenden Scheine des Goldenen ein typhonischer Nebensinn bei. Bei den Opfern, welche dem Sonnengotte dargebracht wurden, ermahnte man die den Gott Verehrenden, kein Gold am Leibe zu tragen. Noch bis zur Stunde entäußern sich die Orthodoxen unter den Anhängern des Islam sämtlicher goldenen Gegenstände, welche sie bei sich führen, bevor sie sich dazu anschicken, die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen. Auf dem gelben Golde ruht das Auge des Neides und der böse Blick kann nach den Darstellungen der Morgenländer nicht dazu beitragen, dem Betenden Heil und Segen zu verleihen. In unserer eigenen Farbensymbolik verknüpft sich in gleicher Weise der Begriff des Neides mit der Vorstellung der gelben Farbe.

3) *Dunkelblau*, die Farbe des Saphirs und des Lasursteins oder des Lapis-Lazuli, war bei den alten Ägyptern nicht nur

geschätzt, sondern allgemein beliebt. In der Pflanzenwelt erscheint sie als Indigo, welcher bis in die Gegenwart hinein zum Färben der gewöhnlichen Hausgewänder in Blusenform benutzt wird. Die alten Ägypter gaben dieser Pflanze den Beinamen *Dar-neken*, d. h. „vor Schaden bewahrend“. Wie ich nebenher bemerken will, gehörte die Umgegend der Stadt Pelusium in Unterägypten zu denjenigen Landstrichen, in welchen der Anbau von Indigo und die Herstellung der damit blau gefärbten Gewänder einen Hauptgegenstand der Industrie bildete. Als im Mittelalter die Kreuzfahrer die ägyptische Küste berührten, erstanden sie bei ihrer Landung im Hafen von Pelusium, in der Nähe des heutigen Port-Saïd, jene blauen Gewänder, welche sie über ihre Rüstung warfen. Man nannte sie Pelusia nach dem Namen des Ortes und der Name hat sich bis auf die heutigen Tage in dem wohlbekannten französischen Worte Bluse fortgepflanzt. Die altägyptischen Texte gaben der Göttin des Himmels oder dem Himmel selbst den Beinamen der „Dunkelblauen“, womit alle sonstigen Deuteleien über die symbolische Bedeutung dieser Farbe ein für allemal beseitigt sind. Das Tragen dunkelblauer Steine, an ihrer Spitze der Saphir, und das Anlegen dunkelblauer Gewänder galt als ein probates Mittel, sich den himmlischen Schutz zu sichern.

4) *Grün*, die beliebteste Farbe in Ägypten, bildet den Gegenstand vieler inschriftlichen Hinweise auf seine symbolische Bedeutung. Grünfarbige Mineralien, vom Smaragd und Malachit an bis zum Kupfergrün hin, und vor allem die grüne Pflanzenwelt galten als Sinnbild der Erfüllung in Aussicht stehender Hoffnungen, die von der Saat auf dem Felde ihren Ausgang nahmen. Die grüne Saat